



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Amerikawanderungen eines Deutschen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auf eine Wiederherstellung Polens zielen. Diese Sicherheit haben wir nur, wenn die deutsche Bevölkerung in diesen Gebieten eine sichere Mehrheit bildet und die Bestrebungen der Polen, sich gesellschaftlich und wirtschaftlich abzusondern und das Verhältnis der Nationalitäten in der Bevölkerung zu verschieben, von ihnen — weil überall durch geeignete Maßregeln unterbunden — als nutzlos und auf die Dauer zwecklos empfunden werden. Mit einer solchen polnischen Minderheit wird man in Frieden und Freundschaft leben können, und sie wird weder in ihrer Sitte und Sprache noch in ihrem Besitz gefährdet sein. Aber es ist leider noch ein weiter Weg, bis die Polen wirklich das unschädliche, fremdsprachige Element unsrer preussischen Bevölkerung geworden sein werden, für das sie von Unkundigen schon jetzt gehalten werden.



Amerikawanderungen eines Deutschen



ohannes Wilda hat soeben den Schlußband seines Reiseswerkes*) über den amerikanischen Kontinent veröffentlicht und damit dem deutschen Volke, das in auswärtigen Fragen noch immer viel zu wenig geschult ist und sich nicht daran gewöhnen kann, daß die Diplomatie aus einer mystischen Geheimkunst ein Feld der Betätigung für die ganze Nation geworden ist, die Möglichkeit gegeben, sich über einen der wichtigsten Staatenkomplexe zu informieren. Es ist die Pflicht eines jeden Deutschen, es seinen britischen Vettern gleichzumachen und die auswärtige Politik seines Vaterlandes mit demselben Interesse wie die innere zu verfolgen, denn in kritischen Zeiten würde schwerlich das richtige Nationalgefühl und die für große Entscheidungen notwendige Begeisterung vorhanden sein, wenn nicht das ganze Volk mit vollem Verständnis hinter der Politik der Regierung stünde. Jedes Werk, das dazu beiträgt, die Kenntnis über auswärtige Politik zu verbreiten, ist deshalb ein Stein zum Fundament unsers berechtigten Imperialismus. Wilda ist dieser Aufgabe in jeder Weise gerecht geworden und hat seine Schilderungen der verschiedenen amerikanischen Republiken mit so strenger Wahrheitsliebe durchgeführt und mit so interessanten Streiflichtern auf die gegenwärtige Weltlage durchsetzt, daß jeder Kenner der dortigen Verhältnisse ihm beipflichten, jeder Leser aber, dem Amerika bisher so gut wie unbekannt war — denn wer bekümmerte sich bisher um alle diese interessanten, scheinbar halbwilden Länder? —, einen richtigen Begriff von ihnen bekommen wird.

*) Amerikawanderungen eines Deutschen von Johannes Wilda. Drei Bände. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur, 1906 und 1907.

Mit feinem Verständnis hat Wilda erkannt, daß neben der Union nur Mexiko, Chile, Brasilien und Argentinien nach menschlicher Berechnung eine Rolle in der Weltgeschichte spielen werden, während die andern latino-amerikanischen Republiken infolge ihrer innern Verhältnisse in immer größere Abhängigkeit von ihren großen Nachbarn geraten dürften. Mit Recht hält er aber Mexiko allein für zu schwach, trotz seinem genialen Präsidenten Porfirio Diaz und seinen vorzüglichen Soldaten, als daß es einen Krieg mit den Vereinigten Staaten wagen könnte, und in Südamerika eine Allianz zwischen Brasilien, Chile und Argentinien, obgleich sie ein Gebot der Selbsterhaltung gegenüber den Bestrebungen der Union ist, für ausgeschlossen. Er zieht daraus die Folgerung, daß sich die Vereinigten Staaten langsam, aber sicher den gesamten Kontinent dienstbar machen würden, wenn Japan oder Europa nicht eingreifen.

Amerika sei der Kontinent, der unabhängig vom Menschenwitz den Pol des ozeanischen Welthandels umschleife, und seiner Südhälfte würden die gewaltigen Hilfsmittel ebenso einmal zu Gebote stehen wie der Nordhälfte. Zu einem politisch-wirtschaftlichen Ganzen vereinigt, würden sie die übrige Welt zum Besten der Nordhälfte auf die Knie zwingen. Dies nicht zuzulassen, sei für Europa das Gebot einfacher Selbsterhaltung. Wir müßten also einen Gegenpol schaffen, dessen Anziehungskraft gleich stark sei. Nordamerika stehe Südamerika nicht minder als fremde Individualität gegenüber wie Europa. Es laufe eben alles nur auf die Machtfrage hinaus, und dies sei gegen die nordamerikanischen Verschleierungen, die unter der Firma „Amerika für die Amerikaner“ die Welt blufften, nackt und klar festzustellen.

Großbritannien müsse, wenn es sich nicht mit Deutschland verständigen wolle, alle andern Nationen je nachdem gewinnen oder unter sich verhegen, um bestehen zu können. Europa begreife kaum, daß Großbritannien eine anti-europäische Politik verfolgte, indem es Japan zur ostasiatischen Vorherrschaft verhalf; es begreife erst recht nicht, daß nicht Großbritannien Europas Interessen verfechte, sondern Deutschland. Für uns sei es gänzlich zwecklos, irgendeiner Macht nachzulaufen. Auch ein einseitiges Bündnis mit den Vereinigten Staaten würde sich an uns rächen, weil wir nicht aus unsrer Interessengruppe heraus könnten. Eine ehrliche Freundschaft dagegen müßte schon der gesunde Menschenverstand der Union so gut wie uns gebieten.

Diese Ansichten Wildas entsprechen im allgemeinen den Grundsätzen, die auch die Grenzboten seit Jahren vertreten haben. Wenn er aber seine wirtschaftlichen Beobachtungen in den latino-amerikanischen Republiken in die Worte zusammenfaßt: „Überall herrscht feste nordamerikanische Initiative und deutsches überbedenkliches Zurückweichen“, so muß gegen eine solche Behauptung energisch protestiert werden. Die Kapitalinteressen Deutschlands in Amerika sind gerade in den letzten Jahren um Hunderte von Millionen gestiegen, haben sogar in Ländern bedeutend zugenommen, die, wie Mexiko, unmittelbar dem nord-

amerikanischen Einfluß ausgesetzt sind, und die deutsche Seeschiffahrt mit Nord-, Mittel- und Südamerika hat einen Aufschwung ohnegleichen genommen. Wilda ist auch nicht immer genau von den neueren Tatsachen unterrichtet. So findet er es zum Beispiel betäubend, daß die Filiale der Deutschen Überseeischen Bank in Mexiko im Verein mit nordamerikanischen und mexikanischen Firmen in eine mexikanische Aktienbank umgewandelt worden ist, erwähnt aber nicht, daß unmittelbar darauf von dem deutschen Bankier Hugo Scherer unter Mitwirkung der Dresdner Bankgruppe eine Filiale der Deutsch-Südamerikanischen Bank in Mexiko errichtet wurde, die ausschließlich deutsche Interessen vertritt, sodaß keinerlei Veränderungen in den Machtverhältnissen zwischen deutschem und nordamerikanischem Bankkapital in Mexiko eingetreten ist.

Außerdem muß streng unterschieden werden zwischen den Republiken, die schon jetzt oder nach Eröffnung des Panamakanals in den geographischen Rayon der Union fallen, und denen, die außerhalb dieses liegen. Gewiß werden sich die Vereinigten Staaten alle zentralamerikanischen Freistaaten in irgendeiner Form angliedern, sobald es ihnen beliebt, und sich Kolumbien, Ecuador und Peru botmäßig machen können, aber bei dem Fehlen eines Landheeres würde ein Krieg der Union mit den benachbarten gutgerüsteten Mexiko, dem nach preußischem Muster militärisch gedrückten Chile oder auch mit Venezuela, Brasilien oder Argentinien für sie ein Wagnis bedeuten, dessen tatsächlicher Erfolg denn doch mehr als zweifelhaft wäre. Alle diese zuletzt genannten Länder gravitieren aber mehr zu Europa als zu der großen nordischen Schwesterrepublik und werden, wenn Europa aufpaßt und am Platze ist, aller Voraussicht nach so europafreundlich wie jetzt bleiben und deshalb wirtschaftlich kaum in nähere Beziehungen zu Nordamerika treten.

Unsre amtlichen Vertreter in Amerika haben mit wenigen Ausnahmen nicht den ungeteilten Beifall Wildas gefunden. Lobend spricht er eigentlich nur von den Diplomaten von Waldthausen in Buenos Aires, von Flöcher in Mexiko und von Reichenau in Chile, die er wegen ihrer guten Beziehungen zur Landesregierung und ihrer Kenntnis der Landessprache lobend erwähnt. Das fast überall noch herrschende System der deutschen Wahlkonsuln hat ihm gründlich mißfallen. Er verlangt dringend den Ersatz der ungenügenden Wahlkonsuln durch Berufs-konsuln, die aber keine Bureaukraten sein dürften. Über unsre damalige Vertretung in Rio de Janeiro sagt er: „Nicht nur amtliche Tüchtigkeit, sondern auch die Eigenschaft menschlich einfacher Zugänglichkeit sollte bei Besetzung von Posten, die nationale Interessen im Auslande wahrzunehmen haben, recht hoch veranschlagt werden.“ Das spricht Bände, ist aber noch verhältnismäßig ein mildes Urteil, wenn man bedenkt, wie die vorzügliche Stellung, die Deutschland vor sieben Jahren noch in Brasilien einnahm, durch gewisse Ungeschicklichkeiten gerade in das Gegenteil verwandelt ist. So ist es gekommen, daß die Nordamerikaner, die zur Zeit der berühmten Wilmington-Expedition auf dem

Amazonas die bestgehabten Leute waren, jetzt die einzigen sind, die eine Zollvergünstigung von 20 Prozent auf wichtige eingeführte Waren gegenüber ihren Konkurrenten genießen.

Wilba irrt, wenn er schreibt: „Nordamerika erhebt einen Kaffeeimportzoll, England nicht. Trotzdem bewilligte Brasilien den Zollnachlaß von 20 Prozent auf eingeführte Waren, den England dafür genießt, auch Nordamerika.“ Nein, das Gegenteil ist der Fall! In den Vereinigten Staaten ist die Kaffeefuhr zollfrei, während Großbritannien 28 Mark und Deutschland 40 Mark pro 100 Kilogramm Kaffee Einfuhrzoll erheben. Den Zollnachlaß genießen vorläufig nur die Vereinigten Staaten.

Weshalb in aller Welt sitzen wir aber ruhig da und versuchen nicht, durch Entsendung geeigneter Unterhändler einen günstigen Handelsvertrag zu erlangen? Sind wir etwa größer als die Union, die eine Handelskommission nach der andern dorthin gesandt hat? Es ist wirklich die allerhöchste Zeit, daß wir das Versäumte nachholen und die guten Chancen, die wir in Brasilien infolge des deutschfreundlich gesinnten Ministers des Auswärtigen Baron do Rio Branco und durch die vielen Landeseinwohner deutscher Abstammung haben, die von den Brasilianern als wichtige Kulturförderer anerkannt werden, endlich ausnutzen und eine reine Geschäftspolitik treiben. Dasselbe gilt natürlich auch von den andern Republiken, wenn wir nicht ganz ins Hintertreffen geraten wollen.

Welche ungeheuern Entwicklungsmöglichkeiten fast für alle amerikanischen Republiken vorliegen, ergibt sich schon daraus, daß bis jetzt eigentlich nur die Umrandung des südlichen Teils des Kontinents zivilisiert ist. Wilba hat, wie er zugibt, auch nur diese Umrandung besucht und nicht einmal die übliche Durchquerung von Chile nach Argentinien über die Nordilleren ausgeführt. In Petermanns Mitteilungen hat Professor Sievers im Jahre 1900 einen hochinteressanten Bericht über die geographische Erforschung Südamerikas im neunzehnten Jahrhundert mit begleitenden Karten veröffentlicht. Er unterscheidet dabei zwischen unbekanntem, erkundeten, besser bekanntem und zwischen solchen Gebieten, die einer Landesaufnahme unterworfen sind. Das Zentrum Südamerikas ist außerhalb der Flußwege noch ganz unbekannt, und selbst die nordöstlichen brasilianischen Staaten sind kaum von einigen Reisenden durchzogen worden. Guayana steht im Stadium der allerersten Anfänge; die weiten Wildnisse zwischen den Zuflüssen des Amazonas im ganzen System dieses großen Stromes sind noch völlige terra incognita. Andre Gegenden, wie das Quellgebiet des Tapajoß und das des Madre de Dios, sowie das Innere des Chaco Boreal harren überhaupt noch der ersten Erforschung, sodaß es hier geradezu der Pioniertätigkeit bedarf, wie nur in wenigen Gegenden Afrikas. Sievers kommt daher zu dem Ergebnis, daß vielleicht das erst jüngst entdeckte Innere Afrikas früher wissenschaftlich bekannt werden wird als der größte Teil Südamerikas.

Es ist eines der größten Verhängnisse der Weltgeschichte, daß die reichsten Länder Amerikas in die Hände der Spanier und der Portugiesen fielen, die ihre gänzliche Unfähigkeit zu kolonisieren damit vor aller Welt bekundet haben. Ebenso rasch wie jetzt die Erforschung und wirtschaftliche Entwicklung Afrikas auf die Besitzergreifung gefolgt sind, ebenso langsam und schleppend hat sich die Ausschließung Amerikas vollzogen. Die Spanier sowohl als die Portugiesen haben wie die Barbaren in Mexiko, Peru und Brasilien gehaust, die hochentwickelten Landeskulturen in Stücke geschlagen, Hunderttausende von Indianern ad majorem dei gloriam durch die Henkertnechte der Inquisition verbrennen lassen, alle edeln Metalle geraubt, die Bevölkerung überall zu Sklaven hinabgedrückt und durch die Verbote, irgend etwas zu produzieren, was in Spanien oder in Portugal produziert wurde, jede wirtschaftliche Entwicklung unmöglich gemacht. Als einst zur Feier des Namenstages des portugiesischen Königs Hekatomben von Indiern verbrannt wurden, schrieb der Statthalter: Wie glücklich sind doch diese Indier, denn sie wurden vom Erzbischof getauft, als sie bereits auf dem Scheiterhaufen standen, konnten also nicht mehr sündigen und sind nun sicher im Paradies. Und mit solchen Anschauungen sind dreihundert Jahre lang diese armen Länder verwaltet worden. Man muß in der Tat staunen, daß überhaupt noch ein Menschenmaterial übriggeblieben ist, das jetzt den Grundstock der neuen Nationen bildet. In einigen Staaten wie zum Beispiel in Brasilien ist in den bekannten Küstenstrichen allerdings kein Abkömmling von Ureinwohnern mehr vorhanden. Deshalb ist das Rassenproblem auch nirgends so akut wie in dem von freigelassenen Negern geradezu verfeuchten Brasilien, dessen Zukunft jetzt ebenso wie die Argentiniens ganz von einer guten europäischen Einwanderung abhängen wird. Mexiko und Chile sind die einzigen Republiken, die eine zahlreiche indianische Urbevölkerung haben und frei von Negern sind. Auffallenderweise sind bis jetzt nur diese beiden Staaten imstande gewesen, ein stehendes Heer zu bilden, das einen europäischen Vergleich nicht zu scheuen braucht.

Das Einwanderungsproblem hat für alle latino-amerikanischen Republiken eine mehr oder minder große Bedeutung. Wilda wirft einmal die Frage auf, wie sich die Weltgeschichte wohl gestaltet haben würde, wenn die Millionen deutscher Auswanderer, die sich nach Nordamerika gewandt haben und dort völlig in der großen Nation aufgegangen sind, sich zum größern Teile nach Südbrasilien, Chile oder Argentinien gewandt hätten. Da sich die nach Südamerika ausgewanderten Deutschen jetzt zum Teil fünf Generationen hindurch ihre Sprache erhalten haben, ist anzunehmen, daß dann unsre Stellung in Südamerika eine wesentlich gefestigtere sein würde, als sie es jetzt leider ist. Trotzdem dürfen wir nie die Auswanderung begünstigen, sondern müssen uns immer darauf beschränken, den einmal vorhandenen Auswandererstrom nach uns geeignet erscheinenden Ländern zu lenken, soweit er sich eben lenken läßt. Daß die Reichsregierung eine gute Auswanderungspolitik aber nur in Verbindung mit

einer richtigen Zoll- und Handelspolitik gegenüber Südamerika wird durchsetzen können, unterliegt für jeden, der diese Länder kennt, keinem Zweifel. Bis jetzt haben es nur die Nordamerikaner verstanden, eine erfolgreiche *do ut des*-Politik dort zu treiben.

Von den deutsch bevölkerten Gebieten Südamerikas hat Wilda nur Südchile, dagegen weder Südargentinien noch Südbrazilien besucht. Das letzte nicht gesehen zu haben, ist entschieden eine große Unterlassungssünde von ihm. Was er über die Deutschen in Chile sagt, ist im allgemeinen richtig. Er erwähnt die historische Reminiszenz, daß es ein Fugger war, dem Kaiser Karl der Fünfte im Jahre 1526 das Besitzrecht auf das erst vor kurzem entdeckte Chile verpfändet hatte, der aber nicht dazu kam, seine Gerechtsame auszunutzen. Mitte des vorigen Jahrhunderts begann dann die deutsche Einwanderung nach Chile. Wilda meint, daß, wenn sie stärker gewesen wäre, Chile heute vermutlich ein wirtschaftlich uns eng verbundener und politisch uns nahe stehender Überseefreund sein würde. Die Möglichkeit, ein deutsches Südwestamerika zu schaffen, sei auf immer entronnen, wenn wir mit Chile gut Freund bleiben wollten, das jetzt nur solche Einwanderer wünsche, die möglichst bald Chilenen würden. Wie Wilda trotzdem für eine deutsche Auswanderung nach Chile eintreten kann, ist nicht recht verständlich, zumal da er an einer andern Stelle seines Werkes erklärt, zunächst müsse jede Auswanderung in unsre eignen Kolonien geleitet werden, und nur in dem Falle, daß sich über dieses nächste Bedürfnis unsrer eignen Kolonien ein Überschuß an Auswanderungslustigen ergebe, könne von der Begünstigung anderer Kolonisationsgebiete die Rede sein. Nun ist aber für absehbare Zeit kein solcher Auswandererüberschuß vorhanden, und auch wenn er eintreten sollte, kommt doch zunächst Südbrazilien in Betracht, wo schon 400 000 Deutsche in ziemlich geschlossenen Siedlungen wohnen, deren schon gewonnenen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge in Südamerika zu stärken wahrlich des Schweißes der Edeln wert ist.

Brazilien ist eben nicht, wie Wilda behauptet, ein reines Tropenland, sondern liegt mit seinen Südstaaten im subtropischen Gebiet. Außerdem ist das Klima durch die Höhenlage dieses Gebiets im Jahresdurchschnitt wesentlich kühler als der größere Teil Argentinien's. Die von Deutschen besiedelten brasilianischen Staaten Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul geben den deutschen Einwanderern die Möglichkeit, fast ganz dieselben landwirtschaftlichen Produkte zu erzielen wie in der Heimat. Es ist also ohne weiteres klar, daß von Tropenklima dort keine Rede sein kann.

Argentinien wird überhaupt von Wilda auf Kosten der andern Republiken zu sehr herausgestrichen. Allerdings findet er, daß die Adenstraßen von Buenos Aires einen weniger glänzenden Eindruck machen als die der Hauptstadt von Mexiko, aber er erklärt sie für die ersten von Südamerika, während jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß Rio de Janeiro zum Beispiel in Gold- und Zimwelierläden mit London und Paris konkurrieren kann, und daß man in

Santiago de Chile viel leichter Herren- und Damenmodeartikel nach bestem europäischem Geschmack erhalten kann als in Buenos Aires, wo diese Waren nach dem theatralischen Geschmack der Landeseinwohner eingerichtet sind. In den Toiletten sollen die Damen von Buenos Aires die von Berlin nach Wildas Ansicht stark übertreffen. Hätte er irgendeine europäische Dame des dortigen diplomatischen Korps gefragt, so würde er gehört haben, daß sich dieses Übertreffen vielleicht auf die Kostbarkeit, nicht aber auf den Geschmack beziehen könne. Es ist eine bekannte Anekdote in Buenos Aires, daß der Präsident eine neu angekommene Gesandtenfrau gefragt hätte, wie ihr die Toiletten bei der täglichen Korsofahrt in Palermo (dem Bois de Boulogne von Buenos Aires) gefallen hätten, und daß diese ihm ruhig geantwortet hätte, daß die Farben alle so grell gewesen wären, wie man sie in Paris nur während des Karnevals trüge. Seitdem sollen die Farbentöne dort in der Tat etwas weniger lebhaft geworden sein.

Auch die Hafeneinrichtungen von Buenos Aires werden gelobt und zum Teil ganz modern genannt. Hernach schränkt Wilda dieses Lob etwas ein und meint, die argentinische Regierung scheine die Hafenausbauten doch zu langsam zu betreiben. In Wirklichkeit ist der Hafen von Buenos Aires für moderne Seedampfer ganz ungeeignet, da er viel zu geringe Tiefenverhältnisse aufweist und nicht einen einzigen der großen nach Newyork fahrenden Dampfer aufnehmen könnte, während Rio de Janeiro einen Hafen besitzt, der alle Seeschiffe der Welt zu derselben Zeit beherbergen könnte und auch für zukünftige noch bedeutend tiefer gehende Dampfer ausreichende Tiefenlinien hat. Brasilien ist außerdem an mineralischen Bodenschätzen so viel reicher und seiner Ausdehnung nach so viel größer als Argentinien, daß die zukünftige Führerrolle Brasiliens in Südamerika wohl kaum bezweifelt werden kann.

Im Seeschiffahrtsverkehr Amerikas herrscht, wie Wilda klar und richtig geschildert hat, bis jetzt überall die europäische Flagge, und zwar an erster Stelle die britische und an zweiter die deutsche vor. Präsident Roosevelt hat aber nach der berühmten Rundreise des Staatssekretärs Root, von dem Wilda meint, er habe seine Ansichten auf dem letzten panamerikanischen Kongreß (der übrigens in Rio de Janeiro und nicht, wie Wilda angibt, in Buenos Aires stattgefunden hat) sehr verschleiern müssen, in einer auch von Wilda erwähnten Botschaft an den Kongreß unverhohlen ausgesprochen, es entspreche nicht der Würde der Vereinigten Staaten, den südamerikanischen Großhandel ihren Handelskonkurrenten zu überlassen. Aus den Erfahrungen Roots ergebe sich, daß Südamerika, das eigentlich mit den Vereinigten Staaten in innigsten Handelsbeziehungen stehen müßte, kaum einen direkten Dampferverkehr mit den Vereinigten Staaten habe, und daß sich seine Handelsbeziehungen fast nur auf Europa beschränkten. Südamerika müsse dem Großhandel der Vereinigten Staaten gewonnen werden.

Vorläufig ist das von Roosevelt geplante Subventionsgesetz zur Schaffung amerikanischer Schiffsverbindungen zwischen der Union und Rio de Janeiro,

Buenos Aires, Peru, Chile an der ablehnenden Haltung des Senats gescheitert. Daß sich die Vereinigten Staaten aber in absehbarer Zeit eine Achtung gebietende Handelsflotte schaffen werden, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen. Darauf deutet auch die von Wilda wiedergegebene Rede hin, die Schatzsekretär Shaw über einen Welthandelskrieg zu Harvardstudenten hielt, und in der er sagte: „Das jetzige Jahrhundert wird Zeuge sein eines erbitterten und riesenhaften internationalen Handelskrieges zwischen England, Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten um die Märkte der Welt. Gebe Gott, daß der Krieg unblutig bleibe. Aber er wird genau so heftig und unerbittlich geführt werden wie nur irgendein Krieg in früheren Zeiten. Wir Amerikaner haben nur Märkte für fünf Prozent nötig. Es wird aber nicht lange dauern, und wir brauchen mehr Märkte. Wenn ihr glaubt, ihr würdet so alt werden wie ich, und unser Überschuß würde immer noch so gering sein wie heute, so irrt ihr euch. Seht, wie verhältnismäßig gering unser Anteil an den großen Märkten der Welt ist. Wir müssen diesen internationalen Handel in unsre Hände bekommen. Selbst in Südamerika hört man von der Union als Handelsstaat kaum reden. Wir brauchen aber nicht nur für unsern Handel eine große Rauffahrteiflotte. Ohne eine solche, ohne Schiffe, die sich als Transportdampfer und Kohlendampfer gebrauchen lassen, würde unsre Flotte im Falle eines großen Krieges ernstlich behindert sein.“ Jedenfalls werden also die deutschen Reeder aufpassen müssen, damit die jetzt entstehende amerikanische Rauffahrteiflotte ihnen nicht gefährlich wird.

Daran, daß einige südamerikanische Republiken selbst sich an der internationalen Seeschifffahrt in einer für Europa unerwünschten Weise beteiligen könnten, ist aber vorläufig nicht zu denken. Das beweist die traurige Geschichte des brasilianischen Lloyd's, der trotz dem Privileg der ausschließlichen Küstenschifffahrt und trotz großen Subventionen ein kümmerliches Dasein fristet. Wie sich die in Buenos Aires gegründete argentinische transatlantische Dampferkompagnie entwickeln wird, bleibt abzuwarten.

Die Japaner dagegen nehmen einen immer reger werdenden und mit ihren Auswanderungsbestrebungen kombinierten Anteil an der Seeschifffahrt mit Nord- und Südamerika. Solange sie aber keine Schiffsverbindung zwischen Europa und Amerika herstellen, ist ihre Konkurrenz nicht allzu gefährlich. In der Zukunft werden sie allerdings aller Voraussicht nach einen bedeutenden Teil der internationalen Seeschifffahrt beherrschen, und das jetzt noch vorhandne europäische Monopol wird schwer darunter leiden.

Inwieweit die Handelsbeziehungen Südamerikas zu der Union und zu Japan durch die Entwicklung der Rauffahrteiflotte dieser Länder günstig beeinflusst werden, läßt sich jetzt noch nicht übersehen.

Wie schon vorhin erwähnt worden ist, werden durch die spätere Eröffnung des Panamakanals einige Handelswege zugunsten der Vereinigten Staaten und Japans verschoben werden. Wilda meint, man pflege bei uns den Panama-

kanal zu unterschätzen. Unterschätzt wird aber bis jetzt nur die Zeit seiner Ausführung. Wie hat man früher die Franzosen verpöthet, daß sie trotz der Aufwendung so vieler Millionen nichts zustande brachten. Jetzt geht es den Amerikanern genau so. Roosevelt, der noch in seiner diesmaligen Präsidentschaftsperiode das Werk zu vollenden hoffte, muß zusehen, wie eine Studienkommission nach der andern dorthin reist, und wie trotz seiner persönlichen energischen Initiative die Arbeit am Kanal selbst kaum weiterrückt. Hat doch ein deutscher Beamter vor kurzem festgestellt, daß von den notwendigen Arbeiten bis heute ein Zehntel fertiggestellt ist. Vor einem Jahrzehnt wird deshalb kaum an die Eröffnung des Kanals zu denken sein. Und dann wird er in einer Gestalt vorliegen, die sogar nach amerikanischer sachverständiger Ansicht nur ein Nothbehelf ist, der gewählt wurde, weil aus strategischen Gründen die Bauzeit möglichst abgekürzt werden sollte. Die Höhe von Culebra wird nicht abgetragen, sondern durch ein Schleusensystem überwunden. Es wird also kein Niveaufkanal nach Art des Suez- oder des Kaiser-Wilhelm-Kanals geschaffen, sondern ein Schleusenkanal, der nicht nur infolge der für zukünftige Schiffsgrößen ungenügenden Abmessungen seiner Schleusentore bald unmodern werden und für große Kriegsschiffe unbenutzbar sein wird, sondern auch, und das ist das schwerste Bedenken gegen ihn, durch Erdbeben oder Sprengstoffe leicht gesperrt werden kann. Ein einziges stärkeres Erdbeben genügt, um die Schleusen für Monate unbrauchbar zu machen, und die Japaner würden im Falle drohender kriegerischer Verwicklungen wohl auch die Möglichkeit finden, die Schleusen zu zerstören. Solange also der Panamakanal nicht die Form des Suezkanals erhalten haben wird, ist mit einer dauernden sichern Benutzung dieses neuen Handelsweges nicht zu rechnen und deshalb auch nicht anzunehmen, daß der Welthandel wesentlich durch ihn beeinflusst werden wird.

Als politisch und wirtschaftlich außerordentlich wichtig für Deutschland wird es von Wilda bezeichnet, sich durch Legung eigener Kabel möglichst von dem britischen Kabelmonopol unabhängig zu machen durch Legung deutscher Kabel nach Südamerika. Das deutsch-argentinische Kabel ist ja soeben konzessioniert worden. An dieses muß sich aber ein ganz Südamerika umschließendes Kabel Deutschlands anschließen. Was Wilda über die Folgen des britischen Kabelmonopols sagt, trifft den Nagel auf den Kopf. Man kann jedes Wort Wildas über die Preßtreibereien unsrer Gegner in südamerikanischen Blättern unterschreiben. Offen spricht er es aus, daß der Nachrichtendienst des Deutschen Reichs noch betrüblich im argen liegt, und daß man diesem Umstande neben unsrer zu schwachen Marine wohl unbedenklich eine Hauptschuld an den in Erscheinung getretenen Koalitionsmöglichkeiten gegen Deutschland zuschreiben darf. Den wohlberechneten Ausspaltungen der Agence Havas, der Western Telegraph Company und der Galveston Kabelgesellschaft über angebliche deutsche Annexionspläne folge fast nie ein amtliches Dementi der deutschen Gesandtschaft. In der

Tat scheinen hierüber noch immer keine bestimmten Instruktionen zu existieren, sondern alles scheint der persönlichen Diskretion des betreffenden deutschen Diplomaten überlassen zu sein. So sind in Brasilien jahrelang alle fremden Verdächtigungen Deutschlands energisch dementiert worden. Die Folge war, daß sie immer seltner wurden. Dann kam aber ein neuer Gesandter, der nie dementierte und die Drachensaat ruhig wachsen ließ.

Sehr richtig hebt Wilda hervor, daß wir zwar keine politischen Interessen in Südamerika haben, wohl aber wirtschaftliche und kommerzielle Interessen, die wir uns zur Erhaltung unserer Existenzbasis nicht verkümmern lassen dürfen. Da nun das politische Gespenst gerade zu dem ausgesprochenen Zwecke von unsern Gegnern erfunden sei, eine Verkümmern und Schädigung der Handelsinteressen herbeizuführen, sei es Pflicht aller deutschen Diplomaten und Berufskonsuln, energisch für sie einzutreten und jede Verdächtigung in der Presse sofort zurückzuweisen, ehe sich das Gift eingefressen habe. Wilda hat ganz Recht, aber er macht sich wohl keine Vorstellung davon, wieviele Millionen jährlich à fonds perdu von der Reichsregierung ausgegeben werden müßten, wenn wir wirklich einen vollwertigen telegraphischen Nachrichtendienst auf der ganzen Welt oder auch nur in Amerika und Ostasien schaffen wollten. Zunächst gilt es deshalb, das deutsche Kabelnetz möglichst schnell auszubauen. Erst dann wird man in der Lage sein, einen wirklich unabhängigen deutschen Nachrichtendienst zu schaffen. Immerhin könnte das Auswärtige Amt in Berlin schon jetzt das Beispiel Washingtons nachahmen und auf sämtliche Zeitungen Zentral- und Südamerikas zum Zwecke politischer Bearbeitung abonnieren. Das Bureau der amerikanischen Republiken ist so wie so schon ein kommerzieller Generalstab der Union, in dem nicht nur alle Statistiken der latino-amerikanischen Republiken, sondern außerdem viele andre internationale wirtschaftliche und politische Fragen bearbeitet werden. Man sollte in Berlin eine besondere Abteilung des Auswärtigen Amtes für Amerika schaffen, um es auch nur einigermaßen Washington gleich zu tun. So wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist uns Washington bei allen Verhandlungen mit latino-amerikanischen Republiken schon deshalb überlegen, weil es das nötige Material selbst besitzt, während wir lediglich auf das angewiesen sind, was diese Republiken und Washington veröffentlichen, uns aber ein eigenes Urteil überhaupt nicht bilden können.

Unsern Marinebesuchen in Amerika schreibt Wilda einen gar nicht hoch genug zu bewertenden Einfluß zu, und man kann seinen an vielen Stellen des Werkes wiederkehrenden Ausführungen hierüber nur zustimmen. Wilda begreift nicht, daß unser Auswärtiges Amt trotz den offen zutage tretenden guten Wirkungen der deutschen Flottenbesuche in amerikanischen Republiken noch immer, vielleicht durch den Sparsamkeitstrieb unterstützt, etwaige Verstimmungen für folgenreicher zu halten scheint als die so offensichtlich nationalen Nutzen stiftenden Entsendungen deutscher Kriegsschiffe. Verstimmungen, wie sie durch den ungeschickten Kapitän des Panther in Brasilien hervorgerufen und durch die unentschiedne

Haltung der deutschen Gesandtschaft über Gebühr aufgebauscht worden sind, kommen so selten vor und werden auch regelmäßig so schnell durch einen taktvollern Besuch der Marine wieder aus der Welt geschafft, daß hierin kein Hindernisgrund für öftere amerikanische Reisen deutscher Kriegsschiffe gesehen werden kann. Je mehr Schiffe kommen, desto besser. Das zeigt das Beispiel Mexikos, das vor drei Jahren von einem imponierenden Geschwader besucht wurde. Die Vereinigten Staaten haben den Besuch keineswegs übelgenommen, sondern sympathisch begrüßt. Weshalb also die Furchtsamkeit noch länger fortsetzen? Es ist gar nicht auszusagen, welche Bedeutung es haben würde, wenn, wie Wilba sehr gut hervorhebt, statt eines aller zehn Jahre einmal sich zeigenden Kreuzers ein Geschwader Brasiliens, Argentinien und Chile besuchte und ihnen unsre jetzige Kriegsgeltung zur See vor Augen führte. Insbesondere würden dann die Latino-Amerikaner auch einen Begriff von der deutschen Disziplin bekommen. Wilba erwähnt, daß sich bei Gelegenheit der Anwesenheit des Falke im Hafen von Valparaiso die Disziplin unsrer Mannschaft wieder im hellsten Lichte zeigte, während sich die zugleich anwesenden nordamerikanischen Matrosen die größten Ausschreitungen zuschulden kommen ließen. In Mexiko desertierte einmal von einem nordamerikanischen Kriegsschiff fast die Hälfte der Mannschaft. Bei dem Besuche der vier deutschen Kriegsschiffe ist kein Mann desertiert, kein Mann am Lande in irgendwelche Schwierigkeiten geraten und kein Mann erkrankt. Dieser eine Besuch hat dem deutschen Ansehen mehr genutzt als die Arbeit von allen Diplomaten die dort in den letzten dreißig Jahren beglaubigt waren. Das hat der Präsident Porfirio Diaz bei verschiedenen Gelegenheiten zu erkennen gegeben. Benutzen wir also unsre vortreffliche Marine, auf die stolz zu sein wir allen Anlaß haben, uns Sympathien zu erwecken in einem Erdteil, den, wenn wir alles ruhig geschehn lassen und uns selbst ganz passiv verhalten, die Nordamerikaner sonst bald zu ihrer ausschließlichen Domäne machen werden.

Roosevelt hat in seiner letzten Botschaft an den Kongreß vom 3. Dezember 1906 die Ziele der amerikanischen auswärtigen Politik mit gewohnter Offenheit ausgesprochen und ausgeführt: die Teilnahme der amerikanischen Republiken an der Haager Konferenz sei die formelle und endgiltige Annahme der Erklärung seitens der Weltmächte, daß kein Teil des amerikanischen Kontinents der Kolonisation unterworfen werden könne. Kein Teil der Welt habe aber auch einen so ungeheuern Fortschritt und eine so staunenswerte Entwicklung in den letzten Jahren aufzuweisen gehabt als das latinische Amerika. Die Vereinigten Staaten und das latinische Amerika müßten jetzt zusammenstehn, um eine allamerikanische öffentliche Meinung zu schaffen, deren mächtiger Einfluß die freien amerikanischen Länder für immer von den Bürden einer Bewaffnung schützen werde, unter der jetzt Europa leuße. So werde für alle Amerikaner Sicherheit und Gedeihen, Produktion und Handel, Reichtum, Wissenschaft, Künste und Glück kommen!

Der Imperialismus ist von alters her mit altruisischem Beiwerk ausgeschmückt worden, und Roosevelt handelt nur nach römischem und britischem Muster,

wenn er die Devise „Amerika den Nordamerikanern“ mit so schönen Phrasen verkleidet. An uns aber ist es, der Gefahr kalten Blutes ins Auge zu sehn und unsre guten Beziehungen zu den Vereinigten Staaten dazu zu benutzen, auch unserm Volk den ihm gebührenden Anteil an der Entwicklung dieser reichsten Länder der Welt zu sichern.



Die Neuordnung der Beamtenbesoldungen — ein sozialpolitisches Problem

Son den Fragen, die in diesen Tagen ihrer Lösung durch die gesetzgebenden Faktoren des Reiches wie der Einzelstaaten harren, wird wohl keine in weiten Volkskreisen mit solcher Spannung verfolgt, wie die Frage der Neuregelung und Aufbesserung der Beamtenbesoldungen. Diese Spannung ist durch die immer noch zunehmende Teuerung aller zum Lebensunterhalt notwendigen Dinge nur zu sehr begründet. Immer mehr drängt sich aber bei den vielfachen Erörterungen der Frage der Gedanke in den Vordergrund, daß ihre Lösung ein sozialpolitisches Problem ersten Ranges in sich schließt und deshalb eine gründliche Untersuchung der sozialen Zustände im deutschen Beamtentum nach ihrer materiellen wie nach ihrer ethischen Seite zur Voraussetzung hat.

Wie bei den meisten sozialpolitischen Fragen unsrer Zeit, so handelt es sich auch hier um eine Massenfrage. Mit der Ausdehnung der staatswirtschaftlichen Betriebe, insbesondere der Post und der Eisenbahn, ist der Staat der größte Arbeitgeber geworden. Die gewaltigen Summen, mit denen schon eine kleine Erhöhung der Gehälter das Staatsbudget belastet, bilden hierfür den besten Gradmesser. Was aber die Wichtigkeit dieser Frage über sonstige Massenfragen weit hinaushebt, das ist die Bedeutung des Beamtentums unsrer Nation. Während fast alle Teile der frühern Mittelstände in eine rückläufige Bewegung geraten sind, ist der Beamtenstand mit der zunehmenden Betätigung des Staates auf Gebieten aller Art an Zahl und an Einfluß bedeutend gewachsen. Mit dem sich neu bildenden Stand der Privatbeamten stellt er den wichtigsten Teil des heutigen Mittelstandes dar, einen kräftigen Puffer zwischen Proletariat einerseits, Geld- und Geburtsaristokratie andrerseits. Die gesellschaftliche Stellung dieses einflussreichen Volksteils bringt es mit sich, daß die Lebensführung der Beamten vielfach von vorbildlicher Wirkung auf andre Stände ist. Gerade dieser Umstand erhebt die Frage über die Gestaltung der Beamtenverhältnisse zu besondrer politischer Bedeutung. Mit der Möglichkeit, in die Lebensverhältnisse seiner Beamten durch die Gehaltsregelung einzugreifen, ist in die Hand des